



Anita Ekberg

Anita Ekberg, die am 11. Januar mit 83 Jahren in Rom gestorben ist, verdankt ihren Ruhm einem einzigen Auftritt: 1960 stieg sie in Federico Fellinis Film «La Dolce Vita» in den Trevi-Brunnen zu Rom und nahm eine erotisch prickelnde Dusche (rechts). Die legendäre Szene wurde im Januar gedreht, es war empfindlich kühl. Die Schwedin, auch «der Eisberg» genannt, trotzte den tiefen Wassertemperaturen besser als ihr italienischer Filmkollege Marcello Mastroianni, den sie nach dem Willen der Regie in den Brunnen zu locken hatte. Er trank sich mit Wodka Mut und Wärme an, fiel dann aber dreimal so unglücklich ins Wasser, dass die Szene mehrfach wiederholt werden musste (und die Ekberg doch zu bibbern begann). Unsere Bilder zeigen die blonde Diva am Set (links) und bei vorbereitenden Brunnentests (Mitte), wobei ihr Regisseur Fellini zur Hand geht. – Wir entnahmen die Fotos dem bei Schirmer/Mosel erschienenen, opulenten Buch von Tullio Kezich, das alle Filme von Federico Fellini Revue passieren lässt und mit zahlreichen Set-Szenen und Zeichnungen von Fellini aufwartet. js



Federico Fellini: «Das Buch der Filme», Schirmer/Mosel Verlag, 2009; 320 S., 400 Abbildungen; Sonderdruck ca. Fr. 40.–.

Venedig kann sehr kalt und prächtig sein

«Die strengen Frauen von Rosa Salva»: Matthias Zschokke schrieb in Italien fleissig E-Mails und verdichtete sie zu einem Buch

Von Christine Richard

Der Schweizer Schriftsteller Matthias Zschokke mag Venedig und hasst Stechmücken. Statt «Macchiato» bevorzugt er «Macchiato» oder «Orzo». Er schwitzt, er geniesst, er schwärmt für Venedigs Kulisse und hadert mit dem Fernseh-Monteur und Wetterbericht. Will man das wissen?

Matthias Zschokke, 60, lebte für ein halbes Jahr in Venedig. Eine grosszügige Schweizer Kulturstiftung hatte ihm dort eine grosszügig geschnittene Wohnung zur Verfügung gestellt. Zschokke, der in seiner Berliner Wahlheimat Einladungen eher scheut, wandelt sich in Venedig zu einem grosszügigen Gastgeber. Er lädt Mutter, Bruder, Verleger ein. Er schreibt fleissig Mails an Verwandte und Bekannte. Angenehm für sie. Aber muss man das lesen?

Man muss nicht, man kann. Das Buch «Die strengen Frauen von Rosa Salva» ist eine Sammlung überarbeiteter Mails aus Venedig – ein Muss-Buch für alle Zschokke-Freunde und ein Kann-Buch für die vielen anderen.

Man kann hier einiges über die Empfindlichkeiten eines Schriftstellers erfahren und noch mehr über Venedig.

Zschokke ist eine besonders liebenswerte Spielart von Misanthrop: Trotz Selbstbezüglichkeit hat er das Staunen nicht verlernt, und er pflegt eine Selbstironie, die nicht angerberisch ist.

Er empfindet eine fast überströmende Empathie für die Lagunenstadt, auch wenn sie ihn zurückweist: «Venedig lässt keinen an sich heran. Ich könnte mein ganzes Leben hier verbringen, man würde trotzdem Englisch mit mir reden. Venezianer sind immun gegen jede Art von ausländischem Charme. Seit Hunderten von Jahren werden sie mit Reisenden überflutet.»

Hinnehmen, was ist

Zschokke nimmt hin, was ist – eine vorzügliche Haltung für einen Zwischenaufenthalter wie ihn. Er urteilt nicht, er versucht das literarisch Beste aus seinen Eindrücken zu machen. Es gibt treffliche Formulierungen, zum Beispiel über den Verfall der Gebäude: «Während die eine Fassade instand gesetzt wird, lässt sich die gegenüberliegende gerade ins Koma fallen.»

Noch trefflichere Sätze setzt es gegen Leute wie Dan Brown («Popcorn») oder Dieter Moor («Mischung aus Nussknacker und John-Wayne-

Klon»). Den in der Schweiz lebenden Autor Michail Schischkin hält er für eine «zweilichtige Figur». Völlig daneben liegt Zschokke mit seinen persönlichen Eindrücken nicht.

Offen zu sich und anderen

Wie schon 2011 in seinem ersten Mail-Buch «Lieber Nils» ist Zschokke erfrischend offen zu sich und anderen. Über seinen Basler Kollegen Alain Claude Sulzer schreibt er frank und frei: «Sulzer weckt meine Eifersucht. Er scheint ganze Regimenter von Frauenzeitschriftenleserinnen für sich gewonnen zu haben.» Dass Neid mitspielt, weiss Zschokke selber: «Mein Zeug will schlicht niemand lesen.» Diese harsche Einsicht bezog sich auf seinen Roman «Der Mann mit den zwei Augen»; er erschien just im Venedig-Herbst 2012. Nach einem Verriss in der Basler Zeitung (mea culpa) gab es zunächst keine weitere Besprechung. Stille. Leider.

Das Thema Venedig tritt jetzt in den Hintergrund. Der Romancier Zschokke quälte sich mit schlimmen Selbstzweifeln und argem Eigenlob. Beides war übertrieben. Wie heilsam, dass er den Eidgenössischen Literaturpreis erhielt. Die Seele hatte Ruh. Zschokkes Eigen-

witz drang wieder durch. Er lobte lobende Kritiken, weil sie «ein paar torchlusspanische Weihnachtsgeschenk-sucher zum Kauf animieren».

Zschokke war 2012 in Venedig. War da noch was? Ja, der Syrien-Konflikt. Auch darüber schreibt er. Weil er aber kein Meister politischer Analysen ist, sondern ein Hochbegabung für Introspektion, sind es seine persönlichen Eindrücke, die im Leser nachwirken.

2012 war das Jahr der Fussball-EM, als die Kommentatoren wie vernarrt waren in den Namen «Schweinsteiger». Zschokke stellte fest: «Niemand sagt so schön Schweinsteiger wie die Italiener». Schweinsteigerrrr. Da rollte das «r», da rollte der Ball. Wir erinnern uns.

Was aber noch schöner ist: Matthias Zschokke erinnerte sich schon 2012 an die Zukunft. Bald wird alles vorbei sein. Wie wichtig ist die Europameisterschaft: «Irgendwer wird Europameister, und ich werde vergessen haben, wer, bevor das letzte Tor gefallen sein wird.»

Schon jetzt ist alles vorbei: Dass Zschokke in seinen Mails, die wie aus dem Tag heraus geschrieben wirken, einen überzeitlichen Ton anschlägt, macht dieses Buch über den Tag hinaus gültig.

Dieses Buch der Briefe ist kein Muss-Buch. Es ist ein Lust-Buch für Venedig-Liebhaber und ein Erinnerungsbuch an das Jahr 2012. Mehr war nicht drin. Kein neuer Roman, kein abgerundetes Werk. Dazu war Venedig zu schön.

Wer hinschmilzt in Schönheit, der erschläft. Zschokke ahnte die Schreibkrise schon zu Beginn: «Die Stiftung, die die Wohnung zur Verfügung stellt, wird sich am Ende als die Hexe entpuppen, die uns ins Knusperhäuschen gelockt hat. Nach sieben Monaten werden wir Schlachtreife erreicht haben, und das wars dann wohl (wir essen uns hier toll und voll).» Manchmal muss sich ein Autor zwischen Leben und Dichten entscheiden. Zschokke entschied sich für eine Zwischenform: Er verdichtete seine E-Mails.



Matthias Zschokke: «Die strengen Frauen von Rosa Salva», Wallstein Verlag, Göttingen 2014. 415 S., ca. Fr. 22.–.

Was Autoren lesen

Sympathie für den Teufel

Von Rolf von Siebenthal

Seit zwölf Jahren sitzt Sonny Lofthus in Haft. Er ist bei den Mitgefangenen ebenso beliebt wie beim Direktor. Das ändert sich an dem Tag, an dem Sonny von einem Häftling die Wahrheit über seinen Vater erfährt. Denn der war kein korrupter Polizist, der sich nach der Enttarnung das Leben nahm. Sonny's Vater war unbestechlich und wurde ermordet. Deswegen bricht der Sohn aus und startet einen brutalen Rachefeldzug.

In seinem neusten Thriller «Der Sohn» greift der norwegische Autor Jo Nesbø viele Themen auf: Filz in Politik und Wirtschaft, Drogen- und Menschenhandel sowie Korruption und Sucht. Er stellt Fragen nach Moral und Gerechtigkeit, verwischt die Grenzen zwischen Gut und Böse. Nesbø zeichnet seine Figuren nicht schwarz-weiss, sondern mit vielen Grautönen. Handwerglich ist er ein Meister. Das ist kein



Wunder, verfügt er doch über viel Erfahrung. Seine Serie um Kommissar Harry Hole erscheint seit 1997 und machte ihn zu einem der bekanntesten Krimiautoren weltweit.

Mit «Der Sohn» begibt er sich auf Abwege, hier ermittelt der innerlich zerrissene Kommissar Simon Kefas. Um ihn herum entwickelt Nesbø mehrere Handlungsstränge, erzählt die Geschichten aus ganz unterschiedlichen Perspektiven und verknüpft die Stränge laufend miteinander. Selbst den kleinsten Nebencharakteren haucht er mit Details Leben ein.

Die Ausnahme bildet Sonny selber, der nicht mit einer eigenen Stimme spricht und schwer zu fassen bleibt. Das stellt die Leserinnen und Leser vor die Frage, ob Sonny ein Monster oder ein Heiliger ist. Und ob sie einen Mörder sympathisch finden dürfen.

Fazit: «Der Sohn» ist ein fesselnder und kurzweiliger Thriller, der auf moralisierende Belehrungen verzichtet, überraschende Wendungen und viel Action bietet.

Jo Nesbø: «Der Sohn», Ullstein Verlag 2014, 528 S., ca. 30 Franken.

Das aktuelle Buch: Rolf von Siebenthal: «Höllengeister». Roman. Gmeiner Verlag, 2014. 352 Seiten, ca. 18 Franken.

Der Sprachbildhauer der Liebe

Der Walliser Autor Pierre Imhasly und sein «Requiem d'amour»

Von Peter Burri

Da haut einer seine Worte wie aus einem Stein heraus. Und schiebt sie dann, mit ihren Ecken und Kanten, zu Zeilen zusammen. Das ergibt Sätze von schroffer Sinnlichkeit. Als «Tonnen von Glück» trage er seine Geliebte «in den Knochen», schreibt Pierre Imhasly. Denn: «Höhere Begegnung ist nicht.» Immer erd- und himmelwärts zugleich zieht es diesen Walliser Autor. Und wenn er sich an das Sterben seiner Mutter erinnert, die aus dem Urserental stammte, wird der Stein auch zur Metapher für das Wesentliche: «Selbst sanft geworden, duldet sie, Gott-hard-Granit, kein Geplauder, keinen Quatsch, keinen Kitsch...»

«Requiem d'amour» ist der schmale Band betitelt, ein Prosagedicht, in dem dieser Autor zwischen höchst Prosaischem und Erhabenem das, was für ihn die Essenz seines Lebens ausmacht, aus der Sprachmasse schält. Das ist einmal mehr die Frau, die ihn seit Jahrzehnten begleitet: Lucienne Bodrero, die er einst in der Stierkampfarena von Nîmes kennen lernte und die er liebevoll mit dem spanischen Diminutiv Bodrerito anspricht.

Daneben gilt Imhasly's Liebe der «puren Geometrie» des Stierkampfes, in der ein Torero, falls er nicht selbst getötet wird, mit dem Stier «den Tod tötet».

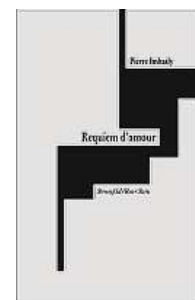
Schon 1982 hatte er, nach ausgedehnten Reisen durch Spanien, sein Buch «Corrida» publiziert: «Das Buch, das man lesen muss, auch wenn man gegen die Corrida ist», so verweist er im neuen Band stolz auf den damaligen Tenor der Kritik.

Nahender Tod, berstender Granit

Neue Themen sind also weder die Liebe, die er schon früher besang, noch «das Toreieren» – bei ihm auch Sinnbild für den Kampf eines jeden mit sich selbst. Beeindruckend aber ist, wie Imhasly nun auch den eigenen Tod in sein Koordinatensystem einbaut. Ein Krebsleiden zwingt ihn dazu. Natürlich hadert er mit der Vorstellung, dass das Ende absehbar ist. Dass im Klimawandel selbst der Granit birst, verunsichert Imhasly eher, als dass es ihn tröstet. Die Gewissheit jedoch, seiner grossen Liebe sicher sein zu können, auch wenn man mittlerweile die Schlafzimmer trennte, trägt ihn – und beschwingt sein «Requiem d'amour», in das er auch immer wieder spanische und französische Wendungen sowie fernöstliche Anklänge einfließen lässt. Als Sûryâ, was auf Sanskrit Sonne bedeutet, bezeichnet er seine Bodrerito, die ihn mit ihrem «sens profond de l'amour» vor Abstürzen aller Art bewahrte, «obwohl dein Temperament rasch in

den Krieg zieht». Und steigert sich zur Beschwörung: «Lass uns die Hände falten, Sûryâ, l'acte d'amour est prière.»

Mit tiefem Ernst behauptet Imhasly in unserer «coolen» Zeit den ureigenen Sinn der Wörter, um etwas in Worte zu fassen, das sich in seiner Wahrnehmung den Kategorien Kitsch, Quatsch und Geplauder durch Wahrhaftigkeit entzieht. 75 Jahre alt ist dieser Schriftsteller nun, der zunächst als Übersetzer von Maurice Chappaz, dieses anderen Walliser Urgesteins, bekannt wurde. In Visp geboren, folgte er der Rhone, in deren Delta er seine Erfüllung fand. Davon zeugte 1996 schon sein monumentales Werk «Rhone Saga», das wie ein erratischer Block auf die Weiden der Schweizer Literaturlandschaft fiel. «Requiem d'amour» ist ein – auch unabhängig davon lesbarer – Nachschlag: eine Art Stossgebet.



Pierre Imhasly: «Requiem d'amour», 117 S., Stroemfeld Verlag, Frankfurt/Basel 2014, ca. 25 Franken.